## Heilige Berge [Fortsetzung]

Autor(en): Renker, Gustav

Objekttyp: Article

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band (Jahr): 38 (1948)

Heft 7

PDF erstellt am: **07.05.2024** 

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-633297

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek* ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch



Es war, als mache er ihr aus der Zierde des Frühstücktisches einen Vorwurf. Sie musste das gleichfalls empfunden haben, denn ihre Antwort war wie eine demütige Entschuldigung. "Mir ist, als gehörten Blumen zum Sonntag, und - auch zur Kunst. Ich verstehe ja nichts davon, aber ich habe alles Schöne lieb wie die Blumen. Und die Kunst ist ja auch schön."

An Laueners Denken pochte eine Erinnerung: wenn seine Mutter, die eine einfache, wenig belehrte Frau war, Blumen in eine Vase geordnet hatte, war stets ein versonnenes Lied von ihren Lippen geglitten.

"Sie sagen Tonio nichts davon!" drängte Rita.

"Nein, gewiss nicht - schon, um mit Ihnen ein Geheimnis zu haben."

Er streckte ihr seine Hand hin, in die sie zögernd ihre Rechte legte. Dadurch wurde der Haarknoten wieder fessellos, denn die Linke hielt die aufs neue zusammengerafften Blüten.

Die schwarzen Wellen strömten neuerdings über die Schultern und eine widerspenstige Strähne kroch in den Ausschnitt ihres Morgenkleides, aus dem der zarte Ansatz der Brüste wogte.

Walter fasste eine der dunkeln Haargewinde und drehte sie sich um den Finger. Seidenfein lag das Geflecht in seiner Hand. Er fühlte den ersten Gruss ihrer Körperlichkeit und sah vor sich nur das schmale, blasse Gesicht mit den grossen, ängstlich fragenden Augen. Sonst nichts! Wald, Wiese und Berge verschwanden in einer weissen Fläche, von der sich nur das Haupt der jungen Frau abhob. Mechanisch, ohne Trieb seines Willens, wickelte er die Locke immer dichter um seinen Finger, bis seine Hand an ihrem Haupte angelangt war. Dann liess er die Haarsträhne los und seine Handfläche glitt scheu kosend den dunklen Wellenmantel entlang, der über dem Nacken des Weibes lag.

Es war aber kein Wort zwischen beiden und an Bewegung nur das stille, suchende Streicheln der Männerhand über dem Frauenhaar.

Bis auch die andere Hand des Mannes langsam sich hob, der weissen, bewegungslosen Gestalt leise entlang glitt und endlich in der sanften Biegung der geschwungenen Frauenhüfte lag.

"Rita!

Der Name kam von irgendwoher geschwebt, als hätte ihn gar nicht Walters Mund gesprochen. Er löste aber die Starrheit des Weibes. Sie zuckte zusammen, als erwache sie, kehrte sich wortlos ab und schritt zur Quelle. Dort hob sie ein buntes Tuch auf, das ihr wohl früher entglitten war.

Mit hastigen Bewegungen band sie es nach Art der Südländerinnen um das Haupt und schritt dann bachabwärts.

Einmal noch, als sie etwa zwanzig Schritte entfernt war, kehrte sie sich Walter zu. Ihre Augen versanken ineinander - ihm aber war es, als ob eine Hand vor seinen Mund gepresst sei. Er konnte ihr kein Wort sagen, und sie verschwand an einer Biegung des Weges.

Die grelle Mittagsglocke des Barackendorfes, die unbeweibt Hausende zur Massenabfütterung in die Kantine rief, lärmte in die Versunkenheit Walter Laueners. Er lag noch immer auf dem Platze an der Quelle, darauf vor vier Stunden Rita Feltrinelli gesessen war. Er fuhr auf und überzeugte sich nach seiner Taschenuhr, dass es wirklich Mittag war. Nach Ritas Abschied hatte er sich hier niedergelegt, die Hände unter dem Kopfe verschränkt, und in den Himmel emporgeträumt. Er konnte sich jetzt keine Rechenschaft darüber geben, was ihm in diesen vier Stunden durch sein Sinnen gegangen war. Vieles und Bewegtes war es nicht gewesen, das wusste er. Ueber eine Wiese, in der Blumen läuteten und Heimchen jubilierten, schritt eine Frau in weissem Kleide und dunklen, offenen Haaren. Sie schritt darüber hin, sah ihn an, verschwand und kam wieder. Zwischen etlichen Steinen spielten zwei Murmeltiere, und der tiefere Sinn ihres Spieles war eine grosse Macht, die beide allmählich zueinander zwang. Hie und da aber klang über alles hin ein grosser, feierlicher Orgelton - vor ihm verschwanden Bergwiese, wandelnde Frau und spielende Murmeltiere; die ganze Welt schien ein abgrundtiefes, blauflimmerndes Meer, über dem der Orgelklang wie eine einsame Wolke hing.

Das war alles, was Walter Lauener in den vier Stunden seit Ritas Verschwinden gesehen hatte. Er hatte nur gesehen - gedacht hatte er nichts.

Das wurde ihm, der klares, kluges Denken gewohnt war, mit einem Male bewusst, und er erhob sich rasch.

Zwischen dem Felsentore des Langgrätli stand das Schneewinkelhorn.

Sein Bild mahnte Walter an den Zweck seines Weges - er wollte ja dorthin, wo das nächtliche Licht in seine einsamen Nächte gegrüsst hatte. Wo das Neue lag -vielleicht der Kristallpalast, vielleicht auch die Köhlerhütte.

Aber das Neue - war es ihm nicht eben begegnet? Die dunklen Augen in dem schmalen Gesicht! War er so rasch an das Ziel seines Weges gekommen?

Der Mutter Märchen aber meldete von langem Wandern über Stock und Gestein, durch Wälder und Schluchten. Und dann war um ihn eine Melodie wie ein sehnsüchtig qualvolles Singen, das warnend und mahnend klang.

Nein, er stand eben erst an der Pforte des Neuen, er musste noch weit wandern.

Und es war eine Stimme in ihm, die ihm sagte, dass das eben Erlebte mit dem Lichte in der Nacht in einem Zusammenhange stehe. Nicht in einem oberflächlich ursächlichen Zusammenhange, sondern in einer Verbindung, deren Glieder sich erst aneinanderfügen mussten.

Er hob seinen Stock vom Boden auf und begann, weiter bergaufwärts zu schrei-

Letzte verkrüppelte Fichten standen am Wege, blieben zurück und verschwanden. Dann war kurzmähniges Gras um ihn. aus dem allerorten der bleiche Kalkfels schimmerte. Die Blumen wurden reicher an Farbe, aber immer spärlicher. Ein starker Duft lag über den Bergwiesen; nicht weichlich und ermüdend, sondern eher belebend und erfrischend. Walter Lauener hatte diese Art von Duft noch nie gekannt; er beugte sich zu jeder Blume, um die Quelle zu finden, spürte in jeder eine neue, besondere Eigenart und kam schliesslich darauf, dass dieser Duft eine Gemeinsamkeit all dieser Blüten, dieser Gräser, ja selbst der Steine und der glasklaren Quellwasser sein musste.

Die Berge wechselten ihre Gestalt. Neue Grate und Höcker schoben sich vor, aus aufgeschlossenen Winkeln schimmerten neue Schneefelder und unbekannte Gipfel tauchten auf. Aus dem scheinbar wie ein einziger Block dastehenden Schneewinkelhorn wuchsen verschiedene Kämme und Rippen vor; binnen kurzem schien der Berg ganz verändert, und Lauener wusste nicht mehr, wo die Alp Maria-Schnee zu suchen sei. Der Weg auf dem er hinwanderte, hatte bald rechts, bald links eine Abzweigung, hier deutlich ausgeprägt, dort nur durch Nagelkratzer im Fels kenntlich. Immerhin war sein Pfad zweifellos der Hauptweg und schien auf das Joch zu führen, das Lydia Mattner an jenem ersten Morgen mit Schneewinkellücke bezeichnet hatte. Nach Laueners Berechnung musste die Alp von Maria - Schnee rechts an der anderen Seite des Schneewinkelhornes liegen, aber es war schwer zu bestimmen, welcher der vielen Seitenpfade dorthin führte. Und der Ingenieur, mit der Bergwelt nicht vertraut, fürchtete, sich in eine Irrnis zu verlieren, wenn er ohne bestimmtes Wegwissen drauflos gehe. Deshalb beschloss er, vorderhand den Hauptpfad zu verfolgen, und hoffte, bald auf einen Hirten zu stossen, der ihm den Weg weise. Denn von oben klang zeitweise windverwehtes Geläute nieder, das auf die Anwesenheit von Vieh schliessen liess. Der Weg wand sich nun ein steiles Bord empor.

Hinter dem Stutz, über den auch ein fein sprühender Wasserfall schleierte,

führte ein sanft ansteigendes Hochtal einem Schneefelde zu, das sich wieder steiler zur Schneewinkellücke aufschwang. Als schwarze Silhouette hob sich von der Lücke gegen den blauen Himmel das seinerzeit von Lydia erwähnte Bildstöcklein ab. Es war, als stünde da oben in der Scharte unbeweglich ein Mensch.

Das Hochtal war, knapp an der Grenze fels- und firnstarrender Oede, eine weite, grasüberkleidete Mulde, mächtig überhöht von der zur rechten Seite wild aufwuchtenden Wand des Schneewinkelhornes.

Einen Menschen sah er nirgends. Nur die Herdenglocken unterbrachen die tiefe, geheimmisvolle Stille, die über diesem Hochtal lagerte. Der einsame Wanderer spähte vergebens nach einer Hütte; hie und da täuschte ihm einer der gewaltigen Felsblöcke, die im Wiesengrund verstreut lagen, das Dach einer menschlichen Behausung vor, aber beim Nähertreten merkte er wohl, dass er sich getäuscht habe.

Sein Plan, zur Alp von Maria-Schnee zu dringen, war nun wohl gescheitert, denn von hier aus, wo die Nordwand des Schneewinkelhornes in unabsehbarer Höhe und ausgedehnter Breite sich erhob, war an eine Umgehung des Berges nach der Südseite, wo die Alp lag, nicht zu denken.

Lauener aber gedachte, nun, da er schon einmal hier war, noch vollends bis auf die Scharte zu wandern, denn es gelüstete ihm, von dort aus einen Blick in die jenseitige, ihm bisher fremde Bergwelt zu tun.

Er ging also weiter, den weichen Alpboden hin, der den Hall seiner Schritte verschlang.

Und dann stand er doch vor einer menschlichen Behausung, einer Hütte, aus grobem Steingeblocke aufgerichtet, deren Rückenwand durch einen der mächtigen Felsklötze gebildet war. Er hatte sie anfangs gar nicht bemerkt und gewahrte sie erst, als er nach einer Schwenkung des Weges um den Felsklotz unmittelbar vor ihr stand. Es war ein Bau, wie ihn die Hirten dieses Tales wohl seit Jahrhunderten errichteten und auch noch nach Jahrhunderten, aller Errungenschaft der Bautechnik zum Trotz, noch errichten werden. Unbehauene Steine, wie sie Wind und Frost aus den Felsen brachen, übereinandergeschichtet, die Fugen mit Moos verstopft und die Fenster kleine, schwarz gähnende Löcher. Die Tür, aus altem, rissigem, von Wetter und Sonne gebleichtem Holz, war zugelehnt und nur mit einem knorrigen Aste als Klinke versehen. Schloss und Riegel gab es wohl nicht. Es stieg aber ein fadendunnes, blaues Räuchlein aus einer mit einem schiefen Brett überdachten Lücke in dem flachen, steinbeschwerten Schindeldache.

Walter Lauener stiess die Tür auf und konnte anfangs infolge der Dunkelheit nach der sonnenüberfluteten Weite der Bergwelt nichts unterscheiden. Er sah nur eine Flamme lodernd und unstet mitten im Raume tanzen, erkannte aber bald, dass sie aus einem primitiven Steinherd emporwuchs und dass an der Seite dieses Herdes eine Gestalt sass.

Diese wandte ihm jetzt langsam, als erwache sie aus abwesenden Träumen, ihr

Antlitz zu, hob den Arm und stiess mit einem Stocke in das Feuer, so dass die Flamme prasselnd und fauchend höher fuhr. In ihrem grellroten Schein erkannte Walter Lauener den Holzer Hans Lehner.

Der Bursche erhob sich rasch, als er den Fremden erkannte, und trat ganz nahe an ihn heran.

"Was wollt Ihr hier?" grollte seine Stimme, deren Helle in einer plötzlichen Erregung dunkel zusammengeballt war.

"Ich habe meinen Weg verfehlt und suchte hier einen Hirten, der mir ihn weise."

"Hier ist kein Hirt."

"Die Schafe oben unter der Fluh - sind die herrenlos?"

"Im Frühling werden sie heraufgetrieben und im Herbst holt man sie wieder. Sie bleiben hier und verlaufen sich nicht. Nur selten kommt ihr Besitzer und bringt ihnen Salz."

"Und was tut Ihr hier?"

"Kümmert's Euch? Ich bin eben hier."

Der Ingenieur lehnte seinen Stock in die Ecke und liess sich auf eine Bank nieder, die zu seiten des Herdes stand. Sie war alt und abgeschabt - schon Generationen von Hirten mochten auf ihr gesessen sein.

"Hört, Hans Lehner", sagte Lauener mit ruhiger Stimme, "ich habe Euch nichts getan und komme als müder Wanderer, um hier auf der Bank zu rasten. Warum seid Ihr so grob gegen mich?"

Der Bursche antwortete nicht. Er wandte sich wieder dem Herde zu, bohrte mit dem Stocke in der Glut und legte einige Holzprügel darauf. Dann zog er aus einem neben ihm liegenden Sack ein Stück Speck hervor, zerschnitt es in kleine Spältchen umd begann diese in einer verrussten, kohlschwarzen Pfanne zu braten. Endlich wandte er das Haupt wieder dem Ingenieur zu.

"Wohin wolltet Ihr?"

"Ich suchte die Alp von Maria -Schnee."

Lehner stellte die Pfanne so heftig auf den Rand des Herdes, dass das Fett aus ihr emporspritzte und sprühend im Feuer verpuffte.

"Dort habt Ihr nichts zu suchen."

"Warum nicht?"

"Dort - dort - eh was, Ihr findet den Weg ohnedies nicht."
"Ich wollte Euch bitten, ihn mir zu

"Ich wollte Euch bitten, ihn mir zu zeigen."

"Nein."

Und nach einer Weile etwas ruhiger: "Ausserdem gibt es von hier aus keinen Weg nach Waria-Schnee."

"Das denke ich auch. Hier ist die Bergwand dazwischen. Man müsste weiter unten abbiegen. Aber es führen viele Seitenpfade vom Wege ab."

"Wenn Ihr so neugierig seid, so werdet Ihr den richtigen schon finden."

"Ich bin nicht neugierig. Oder vielleicht doch - aber es ist keine plumpe, grobe Neugierde, die gedankenlos nach den Geheimmissen eurer Berge greift. Denket, Hans Lehner, dass Ihr allnächtlich ein Licht seht, ein seltsames, klares Licht, das aus reiner, freier Höhe in die enge Welt des Tales niederleuchtet. Da kann doch dieses Licht locken und rufen, bis Ihr ihm folgt wie einem umbekannten, inneren Drang, der stärker ist als wir selbst."



## Van Meegerens Bilder steigen im Preise . . .

Jetzt, da der berühmteste Fälscher aller Zeiten tot ist, reissen sich Publikum und Kunstkenner um seine Werke. Es geht ihm so, wie es vielen anderen grossen Meistern geht und ging, die Eigenes geschaffen haben. An einer Auktion in den Räumen der «Arti et Amicitiae» in Amsterdam erzielte van Meegerens «Kreuzabnahme» 4250 holländische Gulden, doch glaubt man, dass diese «Fälschungen» noch weiter im Preise steigen werden. Fälschungen als Kapitalanlage — das dürste das Neueste auf dem Gebiete des Kunsthandels sein! (ATP)

